

der sowjetischen Machtübernahme alte Zivilisierungskonzepte in neuer Form zur Anwendung brachte. Und man kann dem Verfasser nur zustimmen, wenn er abschließend hervorhebt, dass die Bolschewiki ihre Modernisierungsmission viel ernster betrieben hätten als ihre zarischen Vorgänger.

In seinen Schlussbetrachtungen resümiert Hofmeister, die Darstellung Zentralasiens ähnele den Kolonialdiskursen der westlichen Großmächte, wie sie von Edward Said beschrieben wurden. Die Region sei als „rückständiges, passives, irrationales Gegenbild zu Russland konstruiert“ (S. 339) worden, um die Herrschaft des Zarenreiches zu legitimieren. Daran stimmt allerdings nur der Nebensatz. Ein wie auch immer gezeichnetes Gesamtbild lässt sich nicht wirklich nachweisen. In der Arbeit werden zahlreiche Facetten, Vorstellungen, Ideen, Wahrnehmungen und Wünsche zitiert, die *prima vista* ein solches suggerieren, aber nicht konstituieren. Sie stammen nämlich aus verschiedenen Zeiträumen und unterschiedlichen Kontexten. Dies ist auch wenig erstaunlich, denn Hofmeisters Studie hat keinen russischen Masterplan zur Reifikation einer russischen Zivilisierungsmission eruieren können. Es gab nicht einmal kohärente Vorstellungen oder – mit den Worten des Senatsrevisors Graf Palen von 1908 – eine leitende Idee über Turkestan und dessen Status im Imperium. Eine solche konnte es auch nicht geben, da Russland, wie Hofmeister zu Recht hervorhebt, nicht der Zivilisierungs-idee wegen die mittelasiatischen Khanate erobert hat. Sie diente nur als „Unterfütterung anderer, handfesterer Argumente“ (S. 61).

Auch wenn in der Arbeit Unsicherheit über die Gründe der russischen Eroberung angedeutet werden, an der Tatsache merkantiler, handelspolitischer und spätestens seit Beginn des 19. Jh.s auch machtpolitischer Interessen des Zarenreiches in Zentralasien bestehen in der Historiographie inzwischen keine ernsthaften Zweifel mehr. Erstaunlicherweise werden aber die im „Great Game“ neben Afghanistan im Zentrum stehenden Khanate Kokand, Buchara und Chiva in der Studie nur en passant erwähnt. Es waren aber nicht Frauenrechte, Bildungseinrichtungen und die technischen Errungenschaften Europas, die Russland durch die Steppe nach Transoxanien trieben, sondern der seit Peter I. verfolgte Plan, die Khanate und den mittelasiatischen Handel zu beherrschen. Dessen ungeachtet liefert Hofmeisters verdienstvolle Studie den Beweis, dass die „imperiale Zivilisierungsmission“ Russlands lediglich eine Floskel zur Verschleierung imperialistischer Ziele war.

Kristine Moruzi / Nell Musgrove / Carla Pascoe Leahy (eds.): Children's Voices from the Past. New Historical and Interdisciplinary Perspectives, Cham: Palgrave Macmillan 2019, 342 S.

Rezensiert von
Martina Winkler, Kiel

Die Herausgeberinnen sprechen mit ihrem Buch ein Thema an, das für die Kindheitsgeschichte so zentral wie schwierig ist: Dieser Forschungsbereich wird in

außergewöhnlich großem Maße von top-down-Perspektiven beherrscht. Wir schreiben meist Geschichten von Institutionen (Schulen, Familie) und/oder Diskursen (visuelle Kindheitsdarstellungen, Debatten über „problematische Kinder“), nur sehr selten aber treten Kinder tatsächlich als historische Akteure auf. Der wichtigste (und für Historiker dieses Feldes besonders frustrierende) Grund dafür liegt in der problematischen Quellenlage. Kinder gehören zu den Bevölkerungsgruppen, die in einem relativ geringen Maße Quellen hinterlassen haben. Dass die dennoch fraglos in großer Zahl entstandenen Tagebücher, Briefe, Sammelalben, Schulhefte und Zeichnungen heute kaum zur Verfügung stehen, liegt vor allem daran, dass solch „Kinderkram“ lange Zeit nicht ernst genommen wurde. Dies ändert sich nur langsam, und die Reaktion von Archivaren, fragt man sie nach von Kindern produzierten Quellen, schwankt zwischen Überraschung und Schuldbewusstsein, meist aber gefolgt von einem entschiedenen Kopfschütteln.

Im Vorwort setzen die Autorinnen sich jedoch nicht nur mit dieser praktischen Problematik auseinander, sondern vor allem mit wissenschaftshistorischen, theoretischen und methodologischen Fragen. Dabei diskutieren sie die enge Verbindung von Kindheitsgeschichte mit einer starken postmodernen Orientierung am Diskurs. In diesem Zusammenhang sei – generell und in der Kindheitsgeschichte im Besonderen – der Anspruch auf die Erforschung authentischer Erfahrung aufgegeben worden. Das vorliegende Buch soll nun versuchen, die „voices“ von Kindern hörbar zu machen. „Voices“ sind hier definiert als „the opinions, emotions and behaviours of

young people. In other words, this refers to what young people *actually* thought, felt and did rather than what they were *expected or assumed* to think, feel and do“ (S. 12, Hervorhebungen im Original). Dass es aus der Perspektive kulturhistorischer und diskursorientierter Geschichtswissenschaft ungewöhnlich, ja fast alarmierend erscheint, von „tatsächlichen“ Gedanken und Gefühlen zu lesen, sei einmal dahingestellt. Bemerkt werden sollte jedoch, dass die Behauptung, Kindheitsgeschichte generell vernachlässige „tatsächliche“ Kinder zugunsten des Diskurses, die zahlreichen sozialgeschichtlichen Arbeiten zur Kindheitsgeschichte beispielsweise des Mittelalters oder des 19. Jh.s ignoriert.

Die eigentliche Frage aber ist natürlich, welche Erkenntnisse die einzelnen Beiträge liefern. Thematisch sind sie ausgesprochen breit und spannend angelegt: Es geht um britische Fürsorgeinstitutionen des 18. und 19. Jh.s, um Schulkinder im China zur Zeit des Großen Sprunges nach vorn, um jugendliche Facebook-Akteure und Geflüchtete in australischen Internierungslagern heute (nicht wirklich „voices from the past“) oder männliche Jugendliche im kolonialen Senegal. Ähnliches gilt für die Quellenauswahl und die Ansätze: Gearbeitet wird mit Briefen, Zeichnungen, oral-history-Interviews, visuellen Darstellungen von Kindern, für die Schule geschriebenen Texten sowie Berichten und Protokollen von disziplinierenden Institutionen. Höchst lesenswert ist dabei der Text von Kelly Duke Bryant, die Essays senegalesischer Schüler um die Jahrhundertwende analysiert. Die Autorin zeigt, wie sich Kinder den an sie gestellten Anforderungen anpassen, indem sie die „richtige“ Sprache und Umgangsformeln anwenden,

zugleich aber eigene Visionen und Selbstbilder in ihre Texte einweben. Die etwa 12- bis 14-jährigen Jungen schrieben fiktive Bittbriefe, in denen sie sich als Beamte der kolonialen Verwaltung imaginierten. Die Texte machen Strategien der Selbstdarstellung und vor allem Selbstverortung deutlich: Abgrenzung von Traditionen und Akzeptanz der administrativen Strukturen, zugleich aber auch eine starke Identifikation mit dem Herkunftsdorf und der eigenen Familie. Bryant gelingt es, Texte von Kindern, die zudem von Erwachsenen in Auftrag gegeben wurden, zu einer wertvollen historischen Quelle zu machen. Und, so fragt man sich: weshalb denn auch nicht? Von Erwachsenen geschriebene Texte sind keineswegs immer auf Eigeninitiative entstanden, sondern spiegeln selbstverständlich die Erwartungen und Normen ihrer Umwelt – was sie übrigens nicht weniger wertvoll als Quelle macht, sondern eher interessanter.

Auch Greg T. Smith arbeitet mit „bestellten“ Briefen: Texten, die ehemalige Bewohner eines Heims für deviante und gefährdete Kinder der britischen Philanthropic Society im 19. Jh. über ihr Leben schrieben. Smith betont dabei besonders die Vielfalt der Briefe, die darin geäußerten Gedanken über den eigenen Lebensweg, Pläne und Wünsche. Generell wird in diesem Buch deutlich, dass Kinder nicht als homogene soziale Gruppe betrachtet werden können, sondern dass Kategorien wie Klasse, Rasse, Gender oder Alter mitgedacht werden müssen – auch dies sollte selbstverständlich sein, ist es aber nicht immer.

Shih-Wen Sue Chen und Kristine Moruzi haben bei der Quellensuche Glück gehabt und analysieren die Leserbriefe an briti-

sche Kinderzeitschriften. Dabei mögen die einzelnen Wünsche und Vorlieben, die in den Briefen deutlich werden, nicht übermäßig überraschend sein. Spannend sind aber Erkenntnisse darüber, wie sich Kinder in einer Kultur, in der sie gesehen, aber möglichst nicht gehört werden sollten, Informationen und Rat zu beschaffen suchten. Die Autorinnen zeichnen das überzeugende Bild eines halböffentlichen Kommunikationsraumes für Kinder.

Melissa A. Brzycki nutzt in ihrer Darstellung straffällig gewordener Kinder im China der 1960er Jahre hingegen Berichte von Kommissionen und Ämtern. Auch aus diesen hier auf überzeugende Weise analysierten Texten sind hochinteressante Informationen über Kinder als – in diesem Falle widerständige – Akteure zu sammeln. Wenn die Methode eher an die Herangehensweise von Sozialhistorikern aus den 1970er und 1980er Jahren erinnert, ist dies kein Manko, sondern ein Zeichen dafür, dass die Kindheitsgeschichte wohl doch nicht so hilflos ist wie zuweilen behauptet.

Hervorzuheben ist schließlich der Aufsatz von Susan Eckelmann Berghel über die emotionale Rhetorik junger Menschen in den USA und deren Nutzung während der politischen Auseinandersetzungen der 1960er Jahre. Hier entsteht das überzeugende Bild einer neuen politischen Strategie (von Berghel als „affective citizenship“ bezeichnet), die auf einen Generationswechsel und ein Aufbegehren gegen Erziehungsnormen der 1950er Jahre hinweist.

In einigen anderen Texten hingegen wird das Grundproblem der Quellenarbeit erneut und zuweilen auf enttäuschende Weise deutlich. Wieder und wieder wird betont, dass die vorgestellten Quellen von

Kindern keinen einfachen Zugang zur Wahrheit böten – als träfe dies in irgendeiner Weise auf „erwachsene“ Quellen zu. Besonders bedauerlich ist bei einigen Texten das Fehlen einer historischen Fragestellung. Die Wiedergabe von Erfahrungsberichten ehemaliger Pflege- und Heimkinder und die Einordnung in die Theorien Alice Millers (Deirdre Michell) mag diesen Überlebenden die lang vermisste Stimme geben; ein historischer Erkenntnisgewinn ist jedoch kaum zu erkennen. Generell ist die starke ethische und politische Ambition des Buches nicht durchgehend glücklich umgesetzt. Allyson Stevensons Beitrag über die Briefe eines indigenen Mädchens aus Kanada beispielsweise arbeitet ausgesprochen wenig mit den Texten selbst, sondern schreibt letztlich eine (gar nicht uninteressante) klassische top-down-Geschichte. Dann aber werden die Quellen ohne überzeugende Interpretation, aber mit ständig wiederholten Adjektiven wie „powerful“ oder „determinate“ zu einem Beweisstück postkolonialer Gegennarrative stilisiert. Auch in Mary Tomsics Text zu Zeichnungen kommen die eigentlichen Quellen viel zu kurz.

Insgesamt handelt es sich um ein lesenswertes Buch, das viele Denkanstöße liefert zu einem höchst relevanten und längst noch nicht gelösten Problem der Kindheitsgeschichte – und damit letztlich der Geschichtswissenschaft generell.

Benjamin Lieberman / Elizabeth Gordon: *Climate Change in Human History. Prehistory to the Present*, London: Bloomsbury Academic, 2018, 236 S.

Rezensiert von
Martin Bauch, Leipzig

Die beiden US-amerikanischen Autor*innen der vorliegenden Einführung in die Klimageschichte, der Zeithistoriker Benjamin Lieberman und die Geowissenschaftlerin Elizabeth Gordon, gehen auf kaum 200 Seiten ein Vorhaben an, das äußerst ambitioniert ist. Sie präsentieren einen gleichermaßen historisch wie prähistorisch und geowissenschaftlich fundierten Überblick über Mensch-Klima-Interaktionen seit den frühesten Anfängen menschlichen Lebens über die Früh- und Vorgeschichte, die klassischen Epochen schriftlich dokumentierter Historie bis in die Gegenwart. Zwangsläufig ist ihre Perspektive dabei durchgehend global (mit Schwerpunkten auf Europa und Ostasien), ohne dass sie die besonderen Herausforderungen einer globalen Klimageschichte eigens thematisieren. Zusätzlich kontextualisieren sie noch laufende Kontroversen um den anthropogenen Klimawandel: Energiewenden, *geo engineering* und Klimaabkommen vor *Fridays for Future* und der Greta-Thunberg-Ära. Damit ist die angestrebte thematische wie chronologische Breite deutlich größer als sehr viel umfangreichere Einführungen wie das von Sam White, Christian Pfister